



Nr. 156.

Montag, den 6. Juli 1908.

23. Jahrgang.

Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

Armes Kind! Es dachte an diese düstere, geheimnisvolle Wolke, die schwer auf seinem Leben lastete. Barg sie Schlimmes, war dann Rudolfs Liebe stark genug, um dem Hohn seiner Welt standzuhalten, dieser verschwindend kleinen, exklusiven Welt, an deren guter Meinung ihm so viel gelegen war?

Rudolf war von ihrer Antwort entzückt. Er schloß sie in seine Arme und bedeckte ihr emporgewandtes Antlitz mit Küssen.

„Es gibt nichts auf der Welt, was ich nicht für Dich täte, mein süßes Lieb. Habe Geduld mit meinen Fehlern, ich kenne meine Natur, ich werde ein eifersüchtiger, anspruchsvoller Gatte sein. Mein müßt Du sein mit jedem Atemzuge, jedem Gedanken, jeder Regung Deiner Seele, mit jeder Faser Deines Herzens. Auf jeden Mann, auf jede Frau, mit welcher Du Dich befreundest, werde ich eifersüchtig sein, sogar auf die Kinder und Hunde, die Du streicheln wirst. Ich will Deine ganze Zukunft für mich! Die Gewißheit, auch in der Vergangenheit keinen Rivalen gehabt zu haben, würde mich beglücken.“

Iris wendete sich ab; sein scharfes Auge entdeckte die in ihren Wangen aufsteigende Röte.

Sie waren nun seit 14 Tagen verlobt und doch hatten sie selten nur ungestört miteinander plaudern können; die Tage waren so ausgefüllt gewesen von Einkäufen und Besichtigungen, von endlosen Besprechungen mit Schneidern und Juwelieren, langen, zeremoniellen Dinern und Empfängen, daß sie, wenn auch ihre Liebe in der kurzen Zeit sich mächtig entfaltet, doch nicht zu einer genaueren Beurteilung ihrer beiderseitigen Charaktere gekommen waren. Vom ersten Tage der Verlobung an hatte eine Frage Steinburgs Gemüt bedrückt und war auf seinen Lippen geschwebt, so oft er Iris traf. Wie hatte er es gewagt, diese Frage an sie zu richten. Heute jedoch hatte ihm das Geständnis ihrer Liebe Mut gemacht; er wendete das errötende Antlitz so, daß sie sich in die Augen schauen konnten.

„Du sagst, Du liebst mich, mein Herz! Ah, wie ich mich sehnte, diese Worte zu hören! Aber ich bin so ein undankbarer Geselle, der damit nicht zufrieden ist. Sage mir, Iris, hast Du schon einmal geliebt?“

„Ja, Rudolf.“

Leise, aber festen Tones erfolgte die Antwort. Iris konnte diesen Mann, den sie liebte, nicht belügen, aber ihre Augen öffneten sich weit vor Schrecken, ihr Herz pochte stürmisch.

Steinburg stieß sie fast rauh von sich und sprang auf.

„Ich wußte es, oh, ich wußte es, noch ehe Du es sagtest, Iris, und ich ahne auch, wer es ist.“

(Nachdruck verboten.)

Es folgte ein langes, gespanntes Schweigen.

Iris war halb bewusstlos; sie schloß die Augen, um den Schmerz in seinen Zügen nicht sehen zu müssen. Plötzlich fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen.

„Du sollst mir nichts weiter sagen. Es ist ja vorbei, nicht wahr?“

„Ganz vorbei“, schluchzte sie, ihr tränenüberströmtes Antlitz an seiner Brust bergend.

„Dann wollen wir es vergessen; Du sollst sehen, wie ich mich beherrschen kann. Am liebsten möchte ich jetzt eine Antwort erzwingen, und trotzdem will ich nichts hören, sogar wenn Du mir alles sagen wolltest. In toter Vergangenheit vergraben soll alles tote ruhen. Denn das weiß ich, Iris, von nun an herrsche ich allein in Deinem Herzen.“

Und so endete ihr erster Streit, von ihrer Seite mit einem Tränenstrom; mit sanftem, liebevollem Trösten von seiner Seite.

Später zog er Lady Desmonds Brief aus der Tasche.

„Ich überlegte mir schon immer, ob ich sie nicht noch vor unserer Hochzeit aufsuchen soll. Ich bekam diesen Brief kurz vor unserer Verlobung, wollte aber nicht davon sprechen. Was soll ich tun? Sage es mir, Deine Wünsche sind für mich Befehle.“

Iris nahm den Brief und las ihn schnell durch. Ihr Entschluß war schnell gefaßt; sie wollte ihren Einfluß auf diesen Mann erproben, der geschworen hatte, ihr in allem folgen zu wollen, obwohl er bis jetzt, wie sie wohl wußte, nur seinem eigenen Willen untertan gewesen.

„Es wäre mir lieber, wenn Du ihn nicht beantwortest würdest.“

„Soll ich sie auch nicht besuchen?“

„Nein, Rudolf.“

Steinburg nahm den Brief und küßte die Hand, die sie ihm reichte.

„Meine Königin kann nicht unrecht haben; ich gehorche.“ Und er warf den Brief in den Kamin.

Iris ahnte nicht, welche Folgen diese an sich unbedeutende Handlung für ihr zukünftiges Geschick haben sollte.

XXV.

Iris' Hochzeitstag brach an; es war einer jener herrlichen Julitage, wie sie die ermatteten Londoner manchmal erfreuen, Tage, die so frisch und sonnig sind, als seien sie Kinder des Frühlings. Die schwüle Hitze der letzten Wochen war gewichen, es herrschte eine gemäßigte, angenehme Wärme, die Behagen hervorruft und nicht erschläft.

Maira Bellingham war schon vom frühen Morgen an tätig, nahm selbst alle Telephonmeldungen entgegen und leitete persönlich alle Vorbereitungen. Sie hatte Iris wäh-

rend der letzten Wochen so lieb gewonnen, daß sie schon von der Stärke des Gefühls überrascht war. Iris zu lieb hatte sie mit ihren sonst so ruhigen Lebensgewohnheiten gebrochen, hatte sich in einen wahren Strudel von Vergnügungen gestürzt und war untergetaucht in nimmer endenden Verhandlungen über: Stoffe, Spitzen, Hüte etc. Stundenlang hatte sie in dem berühmten Schneideralesier von Maling und Co. gesessen, wo man sie in die Geheimnisse der sensationellen Toiletten einweichte. Diese berühmte Schneiderin hatte den sinnreichen Einfall gehabt, das Geschäftliche mit Romantik zu umkleiden und kaufte ihre Schöpfungen mit den Namen jener Gefühle, die sie verkörpern sollten.

In Iris' Trouffeau befanden sich eine Menge solcher merkwürdig benannter Toiletten. „Die Leuchte der Unschuld“ war ein weißes Ballkleid aus durchsichtigem Gewebe, das Brautkleid hieß „Triumph der Liebe“. Amüsiert, mit leisem Lächeln, ließ Lady Bellingham die Mädchen, die diese Kleider, wie Herbstmorgen, Eifersucht, stille Gräze u. dergl. trugen, an sich vorbeiziehen. Es war alles so unverständlich; aber sie hatte beschlossen, daß ihr Schützling nichts entbehren sollte, was andere Mädchen seines Standes bekamen; ja, sie ging sogar so weit, daß sie eine Anzahl ihrer eigenen Brillanten umfassen ließ, damit die junge Braut nicht bettelarm, ohne eigenen Besitz, in die Ehe trete.

Und trotzdem war Lady Bellingham's Herz schwerer an jenem Hochzeitmorgen; denn Claudia, der sie eine Einladung geschickt hatte, hatte keine Erläuterung erwidert. Moira wirkte diesem Schweigen mehr, als wenn sie Seiten voll der größten Vorwürfe bekommen hätte. Wenn nur das junge Paar einmal glücklich verheiratet war! Aber beging sie nicht ein großes Unrecht an Rudolf, der ihr vertraute, der ihren Worten Glauben schenkte? Aber die Eigenschaften ihrer stolzen Ahnen lebten auch noch in ihr: ein unerschütterlicher Mut und eine große Ruhe, die den Ereignissen gewachsen waren. Nur für Iris fürchtete sie, für deren zartes Gemüth das schon so viel geduldet hatte.

Zu später Stunde erst erwachte Iris an ihrem Hochzeitmorgen; denn Lady Bellingham hatte nicht erlaubt, daß man das junge Mädchen wecke. Sie selbst war überall, da und dort, an allen Ecken und Enden des Hauses, überall die letzte Hand an die Vorkehrungen legend.

Durch die Halle schreitend, gewährte sie plötzlich zu ihrer Bestürzung Mark Sampden. „Du, Mark?“ kommt in die Bibliothek. Was ist geschehen?“ sagte sie bei, in seine verstörten Züge blickend.

Sampden folgte ihr schweigend. Er war wie betäubt und ging lang und schwerfällig, wie einer, der eine schwere Krankheit hinter sich hat.

„Warum bist Du gekommen? Was ist, denn? Bringst Du Antwort von Claudia?“

„Claudia? Ich habe sie seit drei Wochen nicht mehr gesehen. Ich habe keine Ahnung, was sie treibt.“

„Aber warum bist Du denn gekommen?“ wiederholte Bellingham scharf.

„Ich weiß es nicht, ich konnte nicht anders.“

„Du konntest nicht?! Mein lieber Freund, was willst Du damit sagen?“

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich bin halb von Sinnen. Ich werde rasend vor Eifersucht, wenn ich in der Kirche zuschauen soll, wie man sie jenem anträgt! Moira, um des Himmels willen, beruhige, tröste mich, ich bin nicht mehr zurechnungsfähig!“

„Aber Mark, das ist ja Wahnsinn; jetzt, nachdem Du alles ins Geheisse gebracht hast, darfst Dein Mut nicht zusammenbrechen.“

„Ja, ich weiß es, daß ich es tat, aber ich mußte nicht, was ich tat, Narr, der ich war.“

„Jetzt benimmst Du Dich wie ein Narr, das ist wahr“, sagte Moira ungeduldig. „Und ich muß Dich inständig bitten, jetzt keine Szene zu machen. Warum hast Du London nicht verlassen? Du solltest gar nicht hier sein!“

„Ich bin die ganze Nacht vor dem Hause auf und ab gegangen“, sagte Sampden mit heiserer Stimme. „Ich sah ihn kommen und gehen, er blieb stundenlang. O Gott, wie kann ich das ertragen?“

Lady Bellingham war ratlos. Gerade jetzt in diesem wichtigen Augenblick schien ihr treuer Verbündeter — als solchen hatte sie Mark betrachtet — sie plötzlich im Stich lassen zu wollen. Bei dieser hochgradigen seelischen Aufregung mußte man ihn behutjam anfassen. Es sieht aus, als habe er vor, sich zu töten, dachte sie entsetzt. Fast eine Stunde lang bemühte sie sich, ihn zu beruhigen, bis sie ihm endlich das Versprechen ablodte, nicht zur Hochzeit, sondern erst am Abend zu kommen, wenn alles vorüber war. Es kostete große Mühe, ihn so weit zu bringen und Moira verzweifelte fast am Gelingen; seine Nerven waren überreizt und sein Verstand schien die Bedeutung ihrer Worte nicht fassen zu können; endlich brachte sie ihn dazu, daß er ein paar Bissen zu sich nahm und sich etwas beruhigte.

Als sie sah, daß er ihre Worte fassen und ertragen konnte, sagte sie streng: „Ich warne Dich nachdrücklich, Dich Iris zu nähern, solange Du derartige Gefühle gegen sie hegst. Soweit ich Prinz Steinburg beurtheilen kann, ist er sehr eifersüchtiger Natur und vermerkt die kleinste Rolle schon übel, die Du, wie er vermutet, in Iris' Leben gespielt hast. Wüßte er, was sich zwischen Euch beiden abwickelte, dann wäre ihr Glück unwiderbringlich dahin.“

„Gott behüte mich davor, wissenschaftlich auch nur ein Härchen ihres Hauptes zu krümmen. Lieber jage ich mir eine Kugel durch den Kopf.“

„Und beschwörst einen hübschen Skandal über uns herauf“, sagte Moira, die mit Angst das unheimliche Denken seiner Augen gewährte. „Geh' jetzt, Mark, ich habe keine Geduld mehr mit Dir.“

„Ich gehe schon. Und Du, Du gehst vermutlich, um die glückliche Braut anzukleiden?“

Er lachte gellend, mit erschreckender Bitterkeit auf. Traurig schaute ihm Lady Bellingham nach.

Das war kein glückverheißendes Omen.

XXVI.

Die Berichterstatter übertrafen sich wirklich selbst in den Schilderungen der Hochzeit. Man konnte ihnen entnehmen, daß die Brauttoilette aus weißem, schwerem „satin duchesse“ bestand und die Braut einige Reihen unschätzbbarer Perlen trug, ein Geschenk des Bräutigams. Eine Londoner Hochzeit gleicht der anderen, wenn man auch bei jeder kleine charakteristische Züge entdecken kann. Bei einer Trauung auf dem Lande ist alles viel persönlicher, einfacher und ergreifender. Die Dorfbewohner, die die Braut heranwachsen sahen, strömen scharenweise herzu, um Zeugen ihres Glückes zu sein; die Kinder, denen sie Sonntags vorgelesen, bestreuen ihren Pfad mit Rosen; sie hebet alle Gäste und nennen deren Namen, das neue Kleid, der neue Gut eines jeden ist ein Ereignis. Nun kommt die Braut: Gott segne sie! Wie sie sich vorwärts drängen, um auch eines Blickes, eines Lächelns gewürdigt zu werden, die sie nach allen Seiten hin vertheilt.

Dieses persönliche Moment fehlt meistens bei den Londoner Trauungen. Nur neugierige, manchmal sogar verächtliche Blicke der müßigen Bummler spähen dem Zuge entgegen, schamlose Damen und Kinder mädchen, die mit ihren Wagen oft die ganze Straße sperren. Erscheint die Braut, dann werden häufig recht tactlose Bemerkungen laut: Gott, ist die häßlich! — Die muß reich sein! — Die Toilette ist ja wunderschön, aber —!

Und in der Kirche ist es auch nicht erbaulicher; ein egoistisches Gähnen nach guten Plätzen, ein Gekumm, Geplauder, Gelächter, als befände man sich in einem Salon; nicht ein warmer Gedanke, noch weniger ein Gebet für den Mann und die Frau, die sich zusammen auf die gefährvolle Fahrt wagen, auf der so viele gute Schiffe scheitern.

Bei Iris' Hochzeit war alles festerlich, gemessen, förmlich. Die Schönheit der Braut erregte allgemeine Bewunderung, ein Gemurmel ertönte, als sie langsam durch das Schiff der Kirche schritt.

Lady Bellingham hatte sich gleich beim Eintritt nach ihre Schwester umgesehen und einen Platz für sie freigehalten; aber nirgends konnte sie Lady Claudia erblicken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ehe im Recht.

Von Helene Tränkner.

„Es liegt ein gewisser Vertrauensbruch schon in dem Gedanken, in den Grenzen der höchsten menschlichen Gemeinschaft, der Ehe, eine Gütertrennung vorzunehmen.“

„Da Mann und Frau eins, so darf auch keine noch so harmlose Bestimmung die Doppelpersönlichkeit der beiden Ehegatten betonen.“

Viele sonst einsichtsvolle Menschen hegen noch diese Anschauung. Gütertrennung ist in unserem modernen Staate nicht obligatorisch. Sie ist nach dem neuen Recht freigestellt und in verschiedenen Paragraphen behandelt, aber der Zwang fehlt. Darum eben ist sie nach Ansicht vieler, und nicht der kleinsten Seelen, zu verwerfen, ja überhaupt gar nicht in Betracht zu ziehen. Es gilt als taktlos, ja als ungehörig, vom Ehemanne zu verlangen, sich der Nutzung und Verwaltung des Vermögens der Ehefrau zu begeben und sie ihr zu überlassen. Und wieviel Unheil, Sorgen und Leid wären oft schon verhindert worden, wenn durch vorsorgliches Handeln das gesichert worden wäre, was dann auch rettungslos dem Untergange verfallen ist, das Vermögen der Ehefrau.

Nicht allein bei einem Kaufmann, der in gutem Glauben das ihm anvertraute Geld angelegt, hat und durch unglückliche Umstände dessen verlustig geht, ist Vorsicht in diesem Punkte geboten, sondern es gibt auch in den Kreisen der Gelehrten, der Beamten, sorglose, ja leichtsinnige Männer, die oft ahnungslos, um nicht zu sagen gewissenlos, mit dem Gelde der Frau spielen. Es ist Unsinn, wenn der Einwand erhoben wird, daß durch die Bornehme der Gütertrennung der Mann in vielem entrechtet werde. Denn § 1427 des B. G. B. sagt uns, daß der Mann wohl bei der Gütertrennung den ehelichen Aufwand zu tragen, die Frau jedoch zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes dem Manne einen angemessenen Beitrag aus den Einkünften ihres Vermögens und den Ertrag ihrer Arbeit oder eines von ihr selbständig betriebenen Erwerbsgeschäftes zu leisten hat. „Denn der Zweck der Gütertrennung geht in der Regel nur dahin, der Ehefrau die selbständige Verwaltung ihres Vermögens zu sichern, nicht sie von der natürlichen Pflicht, die ehelichen Lasten mitzutragen, zu entbinden. Sie ist auch dann dazu verpflichtet, wenn die Einkünfte des Mannes zur Bestreitung des ehelichen Aufwandes ausreichen würden,“ sagt der Kommentar.

Sind somit nicht beide Ehegatten hinreichend geschützt? Der Grund, daß sich die Mehrzahl scheut, einen derartigen Vertrag vorzunehmen, liegt wo anders. Das junge Mädchen aus guter Familie, von vornherein zur Heirat prädestiniert, wird auf alles andere hin erzogen als auf Selbstständigkeit und Urteilsfähigkeit in Geldangelegenheiten. Sein sorgsam werden ihm vor der Verheiratung derartige Steine des Anstoßes aus dem Wege geräumt, und die Frage nach Regelung ihres Vermögens darf überhaupt nicht an sie herantreten. Ihm liegt der Selbstpunct bei Eingehung der Ehe meist vollkommen fern. Auch ist eine Frau zu bequem. Sie überläßt trübsal- und strupellos alles, was mit Zahlen zusammenhängt, dem Gemahl und läßt sich ihr Taschengeld in schmetterlingsartiger Sorglosigkeit am Anfang eines jeden Monats hinzählen. Damit ist sie zufrieden. Sie darf demütig um den Betrag bitten, den sie ein Kleidungsstück kostet, und beglückt dafür danken. Ist das nicht, rechtlich gedacht, ein durchaus unwürdiger Standpunkt? Und wird sich nicht jeder gerecht und vornehm denkende Mann dagegen auflehnen?

Die höchste Gemeinschaft in einer Ehe ist meines Erachtens doch nur dann zu erreichen, wenn gleiche Selbstständigkeit besteht, die positiv eben nur durch einen Vertrag erreicht werden kann. Es gibt Menschen, die in der Vereinbarung einer Gütertrennung bereits schon eine Trennung der beiden Ehegatten im Gefolge sehen, ja, es ist vorgekommen, daß nach öffentlicher Kundgebung der Gütertrennung der Stein auf die betreffende Ehefrau erhoben worden ist, und man sie als kalt- und gefühllos verurteilt hat. Und meist ist gerade eine solche Ehe eine der glücklichsten gewesen. Nun wird dagegen Einspruch erhoben, daß das Gesetz den Mann in diesem Punkte nicht genügend schütze. Er habe eben den Aufwand zu tragen, und der Beitrag der Frau könne sich reduzieren, oder sie könne sich weigern, ihn zu steuern, denn der Mann kann auf den Beitrag wirksam verzichten. Allen dem kann jedoch mit gutem Gewissen widersprochen werden, denn noch steht dem Mann als Neuzerstes der Alageweg offen, in dem er seinen Anspruch gegen die Frau verfolgen kann. Und außerdem: die normale, vernünftige Frau, denn mit einer solchen haben wir es doch hier zu tun, wird wohl nie Anstand nehmen, bei logischem Nachdenken den ihr angemessenen Beitrag ihrer Kapitalzinsen der gemeinsamen Haushaltskasse zu leisten!

Eine Beeinträchtigung des intimen seelischen Verhältnisses der Ehegatten ist selbstverständlich nicht zu befürchten. Denn es

steht einer Frau jederzeit frei, die Verwaltung ihrer Geschäfte vertrauensvoll in die Hände des Ehegatten zu legen und nur der Form nach eine Trennung sein, jedenfalls hat sich diese Form schon in vielen Lebenslagen bewährt. Darum sollte das Verfahren der Gütertrennung unserer Frauenwelt mehr ans Herz gelegt und sie immer deutlicher über diesen Punkt aufgeklärt werden, der das Recht und den Stand der Persönlichkeit fördert!

Die Hygiene des Badens.

Von Dr. med. R. Ebing.

Der Mensch atmet nicht nur durch die Lungen, sondern auch durch die Haut und zwar mit Hilfe der Schweißdrüsen, die über den ganzen Körper in großer Anzahl verbreitet sind. Es sollen ihrer zwei bis zweieinhalb Millionen sein. Es ist daher sehr begreiflich, welchen schädlichen Einfluß auf den ganzen Organismus die Verstopfung auch nur eines Teiles dieser Drüsen oder Poren ausüben kann. Es bleiben dann giftige Stoffe, die Selbstgiste, im Körper zurück. Um die Poren offen zu halten, müssen wir eben den Körper waschen und baden.

Neben den täglichen Waschungen ist mindestens ein Vollbad in der Woche nötig. In unserem Klima ist das lauwarme Bad von 25 bis 30 Grad Reaumur am geeignetsten. Im Sommer kann das Vollbad kälter und häufiger genommen werden.

Jeder Mensch, auch derjenige, welcher nicht körperlich arbeitet, wird auf seiner Haut mit einer leichten Staubwolke überzogen, sei es von außen oder von den festen Bestandteilen der Hautausdünstung, welche die Drüsen oder Poren schließlich verstopft, wenn man nicht reinlich ist. So einzig man über die Notwendigkeit und Nützlichkeit des Badens ist, so uneinig ist man selbst heute noch über den Vorteil des kalten Badens.

Wascht man den Körper mit kaltem Wasser, oder taucht ihn ganz in dasselbe ein, so zieht sich die Haut zusammen, das Blut weicht von der Oberfläche zurück, strömt nach den inneren Organen, namentlich Gehirn, Lunge, Herz und Leber, die Hautausdünstung hört unter Wasser auf, und wenn dieses zu lange andauert, so können Schwindelanfälle, Brustbeklemmungen, Kopfschmerzen und bei Startblütigen sogar Schlagfluß entstehen. Deshalb ist beim kalten Baden stets Vorsicht nötig, namentlich beim Baden im Freien. Hat man das kalte Bad verlassen, so tritt die zweite, die beabsichtigte Wirkung ein, das Blut strömt jetzt von den inneren Organen gegen die Haut zurück. Dadurch wird die Ausdünstung verstärkt, die offenen Poren begünstigen die gasförmige, die angenehmste Transpiration, der Mensch fühlt sich leichter, frischer, und das ganze Nervenleben ist gesteigert.

Gesunde Personen tun gut, im Sommer kalte Bäder zu bevorzugen. Im kalten Bade soll man stets um so kürzer weilen, je kälter das Wasser ist. Bei jedem Wasser unter 14 Gr. Reaumur genügt die Dauer von einer Minute. Nach jedem Bade, mag es kalt oder warm gewesen sein, ist eine Bewegung notwendig, aber keine stürmische. Der Zweck dieser körperlichen Bewegung ist der, das Gefühl behaglicher Körperwärme und Leichtigkeit zu erhalten, und darnach richte man seine Bewegung ein. Nach derselben ruhe man eine halbe Stunde aus, damit das Blut sich ausgleicht, und erst dann stille man den Hunger, der sich gewöhnlich einstellt, wenn man die Gesundheitsregel beobachtet: nie mit gefülltem Magen zu baden.

Für alle Menschen, auch für die stärksten, ist es schädlich, das kalte Baden im Freien bis in die rauhe Jahreszeit fortzusetzen. Das ist keine Gesundheitspflege, keine Abhärtung mehr, das ist Abstumpfung, wodurch die Nerven überreizt und krank werden können.

Der Besuch von Badeorten ist in unserer Zeit sehr in Mode gekommen. Das hat seine guten Seiten, denn Reisen ist stets angenehm und gesund, wenn es richtig geschieht. Auch haben Bade- und Trinkkuren bei bewährten Quellen vielfach Heilung bewirkt, doch wird diese Wirkung vom Laien oft überschätzt. Meist wirkten bei einer Babelur weniger die salzreichen Quellen, als vielmehr die Atmung und Bewegung in freier Luft, die Unterbrechung der gewohnten Lebensweise. Bei Trinkkuren kommen die mineralischen Stoffe meist zur guten und vollen Geltung. Das ist aber bei Babeluren oft nicht der Fall. Die meisten Mineralbäder wirken nur wie gewöhnliche Wasserbäder, und nur solche, die einen hohen Salzgehalt haben, können durch Reibung, nicht aber durch Einnahme durch die Haut, eine stärkere Wirkung ausüben. Die moderne Medizin kennt nicht nur Wasserbäder, sondern auch Luft-, Gas- und Sandbäder.

Das Luftbad spielt heute schon eine große Rolle und scheint eine noch größere Zukunft zu haben. Viele Aerzte wollen nämlich zur Abhärtung der menschlichen Haut anstelle des kalten

Wassers die frische Luft sehen. Man soll den entblößten Körper der freien Luft aussetzen, natürlich nicht auf einmal, sondern langsam. Erst geht man barfuß, dann läßt man die Beine frei, hierauf die Arme und schließlich die Brust. Fanatiker des Luftbades verlangen, daß man ein solches Bad täglich mindestens eine Stunde lang genießen soll.

Die Gasbäder sind im allgemeinen so minderwertig wie die Mineralbäder, denn die Haut läßt ebensovienig Gase wie Salze durch. So verordnet der Arzt auch nur noch selten solch ein Gasbad. Wichtiger ist das Sandbad, welches auch schon im Altertum bekannt war. Die moderne Medizin bemüht sich, seinen alten Ruf wieder herzustellen. Sie wendet es mit Erfolg an gegen Rheumatismus, Scharlach und Lähmungen.

Man unterscheidet milde und starke Sandbäder. Die ersten haben eine Dauer von längstens einer halben Stunde. Das milde Sandbad hat eine Temperatur von 40, das starke eine solche von 50 Grad Celsius.

Sandbäder können als Voll-, Halb- oder Lokalbäder in Anwendung kommen. Bei den letzten wird nur das eine oder andere Glied mit Sand umgeben. Bei einem Halbbad wird der freie Oberkörper mit einer wollenen Jacke bekleidet.

In den Sandbädern rechnet man auch die Schlamm- und Moorbäder. Besonders die letzteren sind therapeutisch von großer Bedeutung.

Vermischtes.

* Die Farbe der Augen hat bisher hauptsächlich den Romanschreiber und Dichter beschäftigt. Jetzt hat sich aber auch ein kaltblütiger englischer Statistiker des interessanten Themas bemächtigt und allerhand Merkwürdiges darüber herausgebracht. Wenn man den Durchschnitt von Europa und Afrika nimmt, so haben 44,6 Prozent Männer helle Augen, und zwar blaue und graue. Bei den Frauen haben blaue und graue Augen aber nur 32,3 Prozent. Es gibt also mehr Männer als Frauen mit blauen Augen. In den Farben, die zwischen hell und dunkel liegen, ist der Prozentsatz der beiden Geschlechter fast derselbe. In dieser Kategorie gehören braune oder rufarbene Augen. Der Prozentsatz dieser Abteilung beträgt bei Männern 43,1 und bei Frauen 45,1. Schwarze Augen finden sich bei 20,7 Prozent Frauen und 12,3 Prozent Männern.

* Aus der guten, alten Zeit bringt ein Reminiszenzenfreund eine Erinnerung an die Dienstenlöhne von damals. Der König von Preußen Friedrich I. erließ am 12. Februar 1718 eine Gefindeordnung, in der es heißt, daß einer Köchin, die gut kochen und braten kann, 8 bis 12 Taler im Jahre gezahlt werden sollten; wenn sie aber mit Pasteten und Backwerk zugleich umgehen kann und so gut als ein Koch bestehen, so soll sie 14 bis 18 Taler erhalten. Eine Magd, die zum Nähen, Waschen und zur Hausarbeit gebraucht wird, soll hingegen nur 8 bis 9 Taler haben und ein Kindermädchen 4". Ferner diktierte der König, daß man dem Gefinde wohl 1 bis 2 Taler zu Weihnachten oder Neujahr geben dürfe, aber darüber nichts, es bestche, worin es wolle und unter was für einem Vorwand es geschehe. Wer sich trotzdem Ueberschreitungen erlaube, soll für jeden überzähligen Taler Lohn das erstemal 50 Taler, das zweitemal 100 Taler Strafe zahlen und für jeden Groschen Geschenk einen Taler.

Eine Einschienenbahn in London. Das Problem der Schnellbahn in der Stadt glaubt der englische Erfinder C. W. Chalmers Reauey durch ein System der Eisenbahn gelöst zu haben, das der einschienigen Eisenbahn ähnelt, die mittels eines Kreisel aufrecht gehalten wird. Jedoch handelt es sich um eine etwas andere Erfindung, über die „The Worlds Work“ zuverlässige Angaben macht. Die Eisenbahn fährt auf einer einzigen Schiene von der gewöhnlichen Schwere und Form; vier Räder befinden sich, zu je zweien an einem Drehgestell angebracht, unter der Mitte des Wagens. Ueber dem Wagen liegt eine zweite, etwas leichtere Schiene, die seitlich durch halb-kreisförmige Stützen gehalten wird. An ihrer Unterseite gleiten etwas kleinere Räder entlang, die auch paarweise angeordnet sind. Jedes einzelne der Unterräder ist mit einem Motor ausgerüstet, der unmittelbar an der Achse angreift, so daß alle vier Räder Treibräder sind und die treibende Kraft daher in denkbar günstigster Weise ausgenützt wird. Wie der Erfinder hofft, soll eine Geschwindigkeit von beinahe 200 Kilometer in der Stunde erreicht werden. Die Wagen dieses Systems sollen äußerst ruhig und sicher fahren. Außerdem hat die einschienige Eisenbahn noch den Vorzug, daß sie große Steigungen ohne Schwierigkeit erklimmen kann. Es ist der Vorschlag gemacht worden, in nächster Zeit in London eine solche Bahn zu

banen. Es verlangt auch, daß eine derartige Bahn in der Umgebung von Newyork ausgeführt werden soll.

Der preussische König mit dem Handelsstarren. Bei Pichelstwerder kann man sich mit einem Kahn über die Havel setzen lassen. Sehr vertrauenswürdig sieht das vorsintflutliche Gefährt, ein sogenannter Seelenverkäufer, gerade nicht aus; ein Knecht in Hemdsärmeln schiebt es mit langer Stange langsam von Ufer zu Ufer und streckt nach glücklicher Ueberfahrt die schwielige Hand zum Empfang seines Ridel's aus. Aber nicht etwa bei jedem Sterblichen; das Auge einer hohen Behörde wacht auch hier eifersüchtig über die angestammten Vorrechte der Krone und „privilegierten“ Stände. Und so kündet denn am Ufer eine mächtige Holztafel in den preussischen Landesfarben folgendes:

Ueberfahrt 10 Pf. Frei überzufahren sind der König, die Mitglieder des königlich und fürstlich hohenzollernschen Hauses, der Gendarm, der Briefträger, Kinder unter 6 Jahren, sowie auch die von diesen Personen benutzten Fähräder, Handkarren und Handschlitten.

Potsdam, den 30. Juni 1906.

Der Regierungspräsident. J. V. v. Palow.

O, daß wir Könige wären oder wieder würden wie die Kinder!

Graf Zeppelin als Dichter. Ein Tuttlinger Blumenzüchter hatte dem Grafen Zeppelin einen Strauß Nelken zugesandt mit der Bitte, bei der Lustfahrt den Nelken Gelegenheit zu geben, die Sonne näher zu schauen und zu begrüßen. Zeppelin antwortete sofort auf einer Ansichtskarte mit dem Bodensee und beim fliegenden Luftschiff:

Du sandtest mir ein schönes Sonnenkind,

Es seiner Mutter näher zuzutragen.

Ich schick' mein Element, den Wind,

Dir herzlich Dank dafür zu sagen!

Friedrichshafen, 22. Juni 1908. Graf Zeppelin.

Am Familientisch.

Auflösungen zu Nr. 152.

Logogriph: Sagen — Wagen — Wagen — Wagen — Wagen — Wagen.

Rätsel: Ebbe.

Richtige Auflösungen schickten ein: Franz Weber, Wiesbaden — A. Friedländer, Wiesbaden — F. Fröh, Sonnenberg — M. Wiesenborn, Sonnenberg — A. Kleinschmidt, Mainz — A. Gebr, Mainz — Alb. Diet, Höchst — Aug. Lammert, Naurod — A. Haupt, Niedernhausen — Ed. Fick, Weiburg.

Distichon.

Liebtlich blüht es; mit anderem Fuße durchwandert es Deutschland
Wächst mit anderem Fuß; fußlos — o liebliche Zeit.

Berierbild.



Ich habe doch schon jemand gesehen, der mir den Weg zeigen könnte! Wo ist er nur geblieben?

Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Globes.
Druck und Verlag: Reydold & Argandbäcker.